

## Stephan Hermlin

Aus der ZEIT Nr. 35/1954 2. September 1954, 8:00 Uhr

*Unsere Berichte über ostzonale Schriftsteller setzen wir heute mit einem Porträt des Lyrikers und Erzählers Stephan Hermlin fort.*

Der schmale, schwarzhaarige junge Mann mit den dunklen Augen, der 1945 aus der Schweizer Emigration nach Deutschland zurückkehrte, hieß eigentlich *Rudolf Leder*, Er war genau 30 Jahre alt, sah aber aus wie ein blasser, zwanzigjähriger Abiturient von gefährlicher, frühreifer Intelligenz. Und tatsächlich hatte der junge Mann auch schon ein Schicksal hinter sich: Er war 1933 Mitglied der kommunistischen Jugend gewesen, "tauchte unter", arbeitete illegal, floh 1935 ins Ausland, kämpfte im spanischen Bürgerkrieg. Nach Francos Sieg wurde er in Frankreich interniert; nach der deutschen Besetzung bestieg er den letzten Zug in die Schweiz [<https://www.zeit.de/schweiz>]. Nun kam er zurück, nun nannte er sich *Stephan Hermlin*.

Dieser nicht ungepflegte junge Mann, auf den ersten Blick einem Ästheten der "heimatlosen Linken" eher gleichend als einem fanatischen Kämpfer für den Bolschewismus sowjetischer Prägung, ist ein Dichter. Daran ändert die Tatsache nichts, daß er in seinem Leben bisher noch kein einziges gutes Gedicht geschrieben hat, sondern daß auch in seinen besten Strophen, Balladen und Terzinen immer nur einzelne Verse von göltiger poetischer Reinheit vorkommen, die aber sofort von banalsten Wortzusammenstellungen abgelöst werden. So schlägt in seinem letzten Gedichtband *Der Flug der Taube* (Verlag Volk und Welt, Berlin [<https://www.zeit.de/thema/berlin>]) reine Poesie in ein und demselben Gedicht in Primitivität um:

*Der Morgenwind tritt aus der Tür*

*Der Nacht, und die Stunden steigen.*

Das sind Verse von einfacher Schönheit. Aber sind es diese auch – wenige Zeilen darunter?:

*Wir werden den neuen Mai sehn.*

*Die Zukunft leuchtet wie Flieder.*

Das könnte eher ein Schlagerrefrain sein.

Dies Pendeln zwischen Poesie und Primitivität ist das literarische Kennzeichen für das schwere Schicksal, dem sich Hermlin nach 1945 freiwillig und mit ganzem Herzen verschrieben hat und das den jungen Mann (der heute nicht mehr so schlank und sympathisch schüchtern ist wie 1945) bis heute, auf die höchsten Stufen des Ruhms hinter dem Eisernen Vorhang geführt hat: nämlich der deutsche Dichter jener jungen roten Garde zu werden, die nicht in Moskau oder Leningrad, sondern in Berlin und Leipzig zu Hause ist.

Nicht nur wegen der poetischen Kraft, auch wegen seiner literarischen Bildung ist Hermlin nicht einfach abzutun: Hermlin hat amerikanische Negerlyrik übersetzt (allerdings tendenziös und auch im Formalen nicht glücklich), er ist von der französischen Lyrik beeinflusst, ohne Zweifel ein guter Kenner Walt Whitmans – ohne die klassische deutsche Lyrik zu verachten: er liebt für sein eigenes Schaffen die schwer zu handhabende, so gar nicht zukunftssträchtige Terzine, die Versform Hofmannsthals. Eines seiner geglücktesten Gedichte, dessen Thema die Insassen der Zuchthäuser sind, die als Opfer des Faschismus starben, ist eine Terzine und endet so:

*Sechs Fuß tief in des Wartens Euphorie*

*Wenn sich die Regensäulen auf sie lehnen.*

*Der Schwalbensturz allein vergißt sie nie,  
Die langsam treiben unter den Moränen.*

In ebenso konservativer Form preist der Revolutionär Hermlin, an dem die Revolutionäre der deutschen Lyrik, Heym, Toller, Engelke oder Stadler, eindrucksvoll vorbeigegangen sind, die neue, die rote Welt. Es sind Preisgesänge, Hymnen, in deren dichterischen Versen zum erstenmal in deutscher Sprache ein Lebensgefühl aufleuchtet, das von faszinierender Weite ist: Das Gedicht "Die Jugend", ebenfalls dem letzten Band entnommen (Hermlin schrieb nicht viel: eine Erzählung "Der Leutnant York von Wartenburg", ein paar Gedichtbände; für einen von ihnen erhielt er 1947 den westdeutschen Heinrich-Heine-Preis) – dies Gedicht "Die Jugend" also zeigt das am deutlichsten:

*Es ist eine seltsame Nacht,*

*da die große Stadt um mich wächst,*

*und um die Stadt mein Gefühl,*

*und um mein Gefühl diese Nacht.*

*Es ist ein Schwirren von Schwingen,*

*und es schläft ein Ruf am Kanal.*

*Ich weiß nicht, wohin ich gehe,  
doch weiß ich es allzu gut.*

Das ist der Anfang. Und es steigert sich zu den beschwörenden Zeilen gegen den "Westen":

*Die Orchester der Einsamkeit brechen  
aus ihren Rundfunkstationen.*

*Ihre Lüge spricht oder verschweigt,  
Aber sie bleibt immer Lüge.*

*Ihr letztes Wort heißt Kerker  
oder Schafott. Sie rühmen  
sich jedes Stückes Freiheit,  
das die Unterdrückten erkämpften.*

*Doch die Zeit des Glücks ist da...*

So besingt der Dichter Hermlin die rote Zukunft. Er tut es in einem lyrischen Vokabular, das noch nicht einmal "klassenkämpferisch – revolutionär", sondern einfach – reaktionär ist. Als Ausdruck höchster Ekstase nimmt er sich Worte aus herkömmlicher Liebeslyrik; von "unserer Brust" ist da die Rede, von "der Kolchosen Rose". Zu einer Anbetung wird die Hymne auf Stalin, die mit der Zeile schließt:

*Namenlos sich die Zeit endlich selbst nennt: Stalin.*

Dies sind Verse Hermlins, der der Begabteste ist im Dichterstein des Johannes R. Becher, vielleicht gar der Begabteste zwischen Harz und Wladiwostock (wenn man die Chinesen ausnimmt). Denn aus Rußland ist kein neuer Lyriker von Format gekommen, seitdem Majakowski seinem Leben aus Verzweiflung über die zerstörte Illusion der Revolution ein Ende machte. Stephan Hermlin [<https://www.zeit.de/thema/stephan-hermlin>] lebt noch. Aber auch er ist intelligent genug, die Illusion aus Moskau eines Tages zu entlarven. Wie wird er danach dichten? p. h.